

# Wer baut den Völkerbundspalast?

Autor(en): **Kehrli, J.O.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **17 (1927)**

Heft 46

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647027>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

glaubte, damit sie auf einmal töte, nicht nur in grausamem Spiel zuvor erbarmungslos verwunde. Jetzt aber zeigte mir ein alter Lehrer, daß sie noch gar nicht vorhanden war und daß nur meine eigene gottverlassene Hand mein Weib getötet hatte. — Glaub' aber nicht, es sei mir in den Sinn gekommen, mich den Gerichten zu übergeben und nach dem Strafrecht mein Verbrechen abzubüßen; nein, Hans, ich bin ein zu guter Protestant, ich weiß zu wohl, weder Richter noch Priester können mich erlösen; mein war die Tat, und ich allein habe die Verantwortlichkeit dafür; soll eine Sühne sein, so muß ich sie selber finden. Ueberdies — bei dem furchtbaren Ernst, in dem ich lebte, erschien's mir wie ein Possenspiel, wenn ich mich auf dem Schafott dachte.

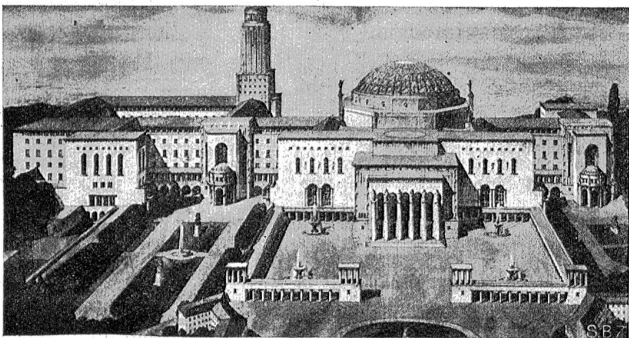
— „Zum Unglück, oder soll ich sagen zum Glück trat an jenem Abend auch noch Freund Lenthe zu mir ins Zimmer, den ich seit dem Begräbnis nicht gesehen hatte. „Was treibst du?“ rief er mir zu; „ich mußte doch endlich einmal nachsehen!“

„Ich reichte ihm die Hand, aber als er in mein Gesicht sah, mochte er freilich wohl erschrecken. „Du siehst übel aus“, sagte er ernst, „als ob du dein Leben ganz der Toten hingegeben hättest. Das ist Frevel, Franz! Die Stadt draußen ist in Not und Schrecken um ihre Söhne und Töchter, und du, der sonst der Helfer war, sperrst dich ab in deinem Hause und läßt von deinem eigenen Gram dich fressen!“

„So fuhr er eine Weile fort; aber seine Reden gingen über mich weg; was er sprach, klang mir wie Unsinn, „Blech“, wie wir zu sagen pflegten. Freilich, wer immer zu mir hätte reden mögen — es wär' wohl ebenso gewesen, denn ich hatte das Verhältnis zu den Menschen verloren; mein Innerstes war eine Welt für sich. — Als ich endlich sagte, daß ich mit meinem Assistenten am Nachmittage eine Konferenz gehalten, daß wir in dieser über die Behandlung der neuen Krankheit uns vereinbart hätten, wurde er ganz beruhigt. „Und nun komm mit zu uns“, sagte er, indem er seine Uhr zog, „zu meiner Frau und zu unserer Teestunde; da wirst du morgen frischer in die Praxis gehen!“

„Mit seinen herzlichen Worten überwand er allmählich meinen Widerstand; ich folgte ihm mechanisch, als wir aber in das Haus traten, durchschütterte mich der Klang der Tür Glocke, ich hätte fast gesagt, als läute das Armensünderglöcklein über mir; es war zum ersten Male, daß ich seit Elsis Sterben ihren Klang vernahm.“

„Wir gingen in die helle warme Stube, und ich hörte deutlich die Teemaschine sausen. „Gottlob, daß wir Sie



Frage: Wo ist das? — Antwort: Zum Glück noch nirgends. Dieser Stillfallat soll aber als Völkerbundspalast nach Genf zu stehen kommen, wenn es nach dem Willen der Befürworter des Projekts des Römer Architekten Vago geht.

endlich wiederhaben!“ sagte Frau Käthe, herzlich mir entgegenkommend, und drückte meine Hand.

„Ich nickte: „Ja, liebe Freundin, wir drei sind wiederum zusammen.“

„O nein“, erwiderte die gute Frau, „so dürfen Sie nicht sprechen — die diese Zahl so lieblich einst durch sich vermehrte, sie ist noch mitten unter uns; sie war keine, die so leicht verschwindet.“

„Ich setzte mich stumm auf meinen alten Sofaplatz, aber es war jetzt trübe auch im Haus der Freunde: die Worte, die sie über Elsi sprachen, auch die tiefempfundesten, und gerade die am meisten, sie quälten mich; ich kam mir herzlos und undankbar vor, aber ich konnte nichts darauf erwidern. (Fortsetzung folgt.)

## Wer baut den Völkerbundspalast? \*)

Schon das Niederschreiben des Wortes „Völkerbundspalast“ bereitet Hemmungen. Natürlich handelt es sich um eine Uebersetzung aus dem Französischen. Aber muß denn der Völkerbund wirklich in einem „palais“ residieren? Genügt nicht, wie bislang, ein „bâtiment“? Die Frage schürft tiefer als es auf den ersten Augenblick scheinen mag. Wir wollen sie mit einer zweiten Frage beantworten: Verträgt sich überhaupt ein Palast mit dem Sinn und Geist des Völkerbundsparlamentes?

Doch, was wird weiter geschehen in der Baufrage? In Nr. 40 der „Berner Woche“ haben wir mitgeteilt, daß ein „Komitee“ am Werke sei. Der Artikel war bereits im Druck, als die Anträge dieses „Komitees“ bekannt wurden. Im ersten Artikel haben wir versucht, an Hand der dem Komitee vorgelegten Fragen auf die möglichen Antworten zu schließen. Unsere Prophezeiungen sind ziemlich alle in Erfüllung gegangen. Schwer war es zwar nicht, den Propheten zu spielen.

Fürs erste war es unmöglich, in der diesjährigen Session des Völkerbundes in der Baufrage einen endgültigen Entscheid zu treffen. Dagegen konnte das fünfgliedrige Komitee wenigstens einige Vorschläge machen. Diese lauten nach dem „Bund“: „Der Baukredit von 13 Millionen ist auf 19,5 Millionen zu erhöhen, da die vorgesehene Bau Summe zu niedrig angelegt worden ist. Zweitens soll ein Komitee bestellt werden, das aus den 9 Projekten der ersten Preiskategorie eines auszuwählen und dem Rat — eventuell mit Abänderungen — zur Ausführung zu empfehlen hat.“

Diesen Anträgen widersetzte sich der Holländer Louidon. Er beantragte, daß das Komitee alle 27 preisgekrönten (worunter sich auch solche von Holländern befinden), also nicht nur die neun ersten, in Erwägung ziehen solle. Dieser Antrag wurde bekämpft, unter andern auch von Bundespräsident Motta. Louidon hatte in der Abstimmung nur drei Stimmen für seinen Antrag. Es bleibt also dabei, daß einer oder zwei der mit einem ersten Preise ausgezeichneten Architekten den neuen Bau ausführen werden. Der Völkerbundsrat wird dabei das letzte Wort sprechen. Von den in Nr. 40 der „Berner Woche“ veröffentlichten drei Entwürfen fallen die der drei Hamburger Architekten und von Le Corbusier in die engere Wahl. Heute zeigen wir unsern Lesern den Entwurf des Architekten Vago in Rom, der ebenfalls mit einem ersten Preis ausgezeichnet wurde. Wie es heißt, schreibt der „Bund“, tritt Generalsekretär Droumond besonders für Vago ein. Von anderer (soll wohl heißen: Pariser und Genfer) Seite werde besonders für das hier ebenfalls veröffentlichte Projekt Menot (Paris) und Flegenheimer (Genf) Propaganda gemacht. Aber auch für Le Corbusier

\*) Vergleiche Nr. 40 der „Berner Woche“. Der vorliegende Aufsatz mußte wiederholt zurückgelegt werden, weil die dazu gehörenden Druckböden aus der „Bauzeitung“ nicht frei waren.

werde eifrig geweißelt, doch könne jetzt schon gesagt werden, daß sein Projekt höchstens in Kombination mit einem andern in Frage komme. Wie und ob dies überhaupt möglich ist, muß sich jeder fragen, der den Entwurf von Le Corbusier kennt. Das gäbe voraussichtlich einen schönen Stein-, Stil- und Beton салат ab!

Wir haben uns erlaubt, unsere Ansicht über das Projekt Bago in der Legende zum Klischee zum Ausdruck zu geben. Herr Bago und seine Befürworter würden sich darüber kaum freuen, wenn sie ihnen zu Gesicht käme. Die Sache ist aber für die Schweiz so bitterernst, daß es viel ehrlicher ist, aus seiner Gesinnung keinen Hehl zu machen. — In der „N. Z. Z.“ wurde das Projekt Bagos wie folgt charakterisiert: Es zeigt Stilelemente aller Epochen: Von der Antike über Alhambra-Motive bis zum Barock, ja bis zur Ausstellungsarchitektur des 19. Jahrhunderts. Das Mittelstück bildet ein sechsseitiger Kuppelbau von orientalischem Gepräge, der sichtlich an die Hagia Sophia in Konstantinopel erinnert. Die Hagia Sophia schätzen wir als eine der schönsten Bauten, nur will uns scheinen, daß eine heutige Transponierung der Moschee weder für den Sprechsaal der Völkerbundsversammlung, noch für die Ufer des Genfersees am Plage ist... Nebenbei bemerkt würde der Entwurf Bagos mindestens 30 Millionen Franken (Schweizerfranken bitte!) kosten.

Das Einstehen für das Projekt Bago bedeutet zugleich eine scharfe Ablage an den Entwurf Le Corbusier. Zwei größere Gegensätze lassen sich kaum ausdenken. So viel scheint heute schon sicher zu sein, daß der Entwurf von Le Corbusier nicht in der Form ausgeführt wird, wie er heute vorliegt, vorausgesetzt, daß er überhaupt genehm sein wird. Ebenso wichtig wie die Schau von außen ist der Grundriß. Dieser ist bei Le Corbusier von einer überraschenden Klarheit. Nicht unwesentlich ist schließlich der Kostenpunkt: Zehn oder fünfzehn Millionen Franken mehr oder minder sind keine Kleinigkeit. Wenn Le Corbusier mit den ursprünglich bewilligten 13 Millionen auszukommen glaubt, so wird es doch gut sein, bei der Bauausführung auf der Hut zu sein. Le Corbusier hat an der Wohnungsausstellung in Stuttgart Proben seines Könnens abgelegt. Er hat enttäuscht, namentlich auch mit Rücksicht auf die „nach Schweizer Begriffen höchst mäßige Bauausführung“. (Professor Bernoulli im „Wert“ 1927, Septemberheft S. 263.) Trotzdem: Sein Entwurf zeichnet sich durch so große Vorteile aus, daß er es wohl wert ist, nochmals genau auf seine Tauglichkeit geprüft zu werden. Le Corbusier selbst wird der Erste sein, der die Mängel seiner Arbeit erkennt.

Der endgültige Entscheid wird von weittragender Bedeutung sein. Die Bauaufgabe ist groß, vergleichbar etwa mit dem Bau der St. Peterskirche in Rom, mit den vatikanischen Bauten. Ob wir reif und instande wären, heute eine St. Peterskirche zu bauen? Wir können die Frage auch anders stellen: Ist unsere Zeit reif und fähig das Haus für den Völkerbund zu bauen, das vor dem Urteil der Zukunft stand halten wird? J. D. Kehrli.

## St. Othmarstag, 16. November.

Volkskundliche Skizze.

Der 16. November ist dem Gedenken des heiligen Othmar geweiht, dessen Gemälde in der Stiftskirche zu St. Gallen zu sehen ist. Es stellt den Heiligen mit einem Weinfäßchen zu Füßen dar, denn Sankt Othmar wird zu den Weinheiligen gerechnet. Die Legende weiß folgendes zu berichten: Der um 759 als Abt des Klosters St. Gallen verstorbene Othmar hatte mit den Gaugrafen von Mëman-



Entwurf für den Völkerbundspalast in Genf von den Architekten Henri Paul Renot (Paris) und Julien Slegener (Genf). (Wurde mit einem ersten Preis ausgezeichnet.)

nien Streit wegen Güterbesitzungen. Man zitierte ihn vor ein Gericht. Abt Othmar erschien nicht, da er sich als Geistlicher nicht vor einem weltlichen Gericht verantworten wollte. Seine Widersacher setzten ihn nun kurzerhand gefangen und ferkerten ihn bis zu seinem Tode ein. Zehn Jahre nach dem Tode brachte man den Leichnam des im Exil Verstorbenen von der Insel Werd bei Stein a. Rh. nach Sankt Gallen. Raub aber waren die Schiffer mit dem Sarg, der die sterblichen Ueberreste barg, weggefahren, als ein fürchterlicher Sturm losbrach, der ununterbrochen drei Tage und drei Nächte dauerte und die Schiffer in diesem Nebel auf dem Bodensee herumirren ließ. Die erschöpften Ruderer tranken zur Stärkung aus einem kleinen Weinfäßchen, das sie mitgenommen hatten. Und siehe da, das Fäßchen wurde nie leer, sie konnten trinken so viel sie wollten. Das Wunder wurde Abt Othmar zugeschrieben, der Verstorbene heilig erklärt und zum Weinheiligen gemacht. Den Eingekerkerten umgab die geschäftige Sage mit einer Reihe von Wunder-taten. In der Ostschweiz spielt der Othmarstag bis auf unsere Tage eine gewisse Rolle. Der 16. November wird mit „Othmärlen“ oder „Deperle“ gefeiert. Unter „Othmärlen“ versteht man die Feier des Tages in fröhlicher Gesellschaft bei Essen und Trinken. Vor allem ist es Sitte, am 16. November den neuen Wein anzupapfen und zu versuchen. Wie könnte man einen Weinheiligen besser ehren! Natürlich wiederfährt die Ehre auch dem neuen Most. Dabei versäumt man nicht, an alle Wein- und Mostfässer zu klopfen, sagt doch der Volksmund: „Hüt mues an alli Fässer g'hlepfet si, es isch jo Depperlistag!“ Dieser Brauch hängt sicher weniger mit dem heiligen Othmar zusammen als vielmehr mit einem altheidnischen Opfer. Das unversieglige Fäßchen indes ist als „Othmars Lögele“ sprichwörtlich geworden. Das Versuchen des neuen Weins im St. Galler Oberland, das „Wigügelen“, schildert Georg Baumberger in „St. Gallerland — St. Gallervolk“ sehr anschaulich: „Der neue Wein befindet sich schon etwelsche Zeit abgedrückt in den mächtigen Rufen des Gemeindetorkels. Die alten, grauen Wände desselben und die massigen Bottiche sind von spärlichem Lichte koboldartig beleuchtet, und es herrscht ein eigener Geruch nach gärendem Wein und Fasshimmel. Um die Rufen herum, die bis oben hinauf mit Neuem gefüllt sind, auf dem der Traft einen luftdichten Dedel bildet, stehen die Besizer ihres Inhalts und der Weinberge, sowie einzelne Nachbarn, Freunde, Bekannte usw., und der Kastanienbrater mit einem Korb gerösteter Kastanien fehlt auch nicht. Und nun beginnt das Gügelen. Man nimmt dünne Blechröhrchen, Hirtenpfeifen ähnlich, durchsticht mit ihnen die Traftbede und saugt den gegorenen Neuwein aus den Bottichen, der Reihe nach von einem zum anderen, ist zwischenhinein wieder ein paar Kastanien, macht Scherze, und der größte ist, einen Keuling bei diesem Sauggeschäft gehörig daran zu kriegen. Das ist übrigens gar nicht so schwer. Schon die Atmosphäre hat etwas Halbberauschendes, das flackernde Halblucht auch wieder, und der Jungwein schmeckt aus dem Röhrchen so vorzüglich, so kräftig und unschuldig, daß man immer wieder mag und — ist dann voller Tücke. Käme aber wieder ein Rembrandt auf die Welt, er würde ein „Wi-